

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Die Mühle.

Von Alfons Pehold.

Er lag kurgemäß auf dem Liegestuhl, die ewig kalten Füße von diesen Filzdecken umhüllt, und ließ sich von den warmen, guten Strahlensingern der Sonne die kranke Brust massieren.

Seit er in der Volkshelstätte für Tuberkulose war, kam es ihm vor, als wäre er wieder der Lehrbub, der sich beim „Liefersfahren“ tüchtig verprügelt hatte und von der nun längst toten Mutter gepflegt wurde, bis er wieder so weit war, in die staubige, lungenvernichtende Atmosphäre der Fabrik zurückkehren zu können.

In diesem Erholungsheim, in dem zweihundert kranke Menschen der Wiedergenesung von einem mörderischen Nebel sehnsüchtig entgegenzitterten, hatte alles die Weisheit und Liebe von mütterlichen Händen. Die Luft, die aus den Wäldern kam, die Pflegenonnen, die lichtvollen großen Säle, die Ärzte mit ihren forschenden Augen, aus denen ein ständiger Trost sprach, und die Mitpatienten selbst, denen ein gemeinsames Leid die Herzen milde und freundlich machte.

Wenn er nun so dalag, mit geschlossenen Augen, eingebettet in Ruhe und Frieden, ging er oft gern den Weg seines Lebens zurück und wunderte sich darüber, daß er, der fleißige Arbeiter, nicht mehr an der Drehbank stand, die stechende Brust an den Griff des Stahles gepreßt, der mit röhrendem Laut kunstvolle Bunden in das frische Holz biß.

Und dann blieb er gern bei der Stunde stehen, wo die schon jahrelang erkrankte Lunge den Dienst versagte und mit ihrem roten Blute das Holz, die Drehbank und den Fußboden rot beizte.

Wochenlang war er nun schon hier, ohne daß die Ärzte die geringste Besserung bei ihm konstatieren konnten.

Bei jeder Untersuchung hörte er das stereotype „status item“ und fühlte die Blicke des Primararztes mitleidig auf sich ruhen.

Einmal erfaßte sein scharfes Ohr, das gewohnt war, im tosendsten Räderlärm der Werkstätte das Wort des Nachbarn aufzufangen, sein Todesurteil, das der Primararzt einem Assistenten zuraunte:

„Schade, da ist nichts mehr zu machen, veralteter Fall, der Quartar schreitet fort.“

Tagelang murmelte er dieses vor sich hin, und es schien ihm, als spräche er es einem anderen vor und ginge ihn selbst gar nichts an.

Aber dann wußte er wieder, daß der andere er selbst war, vor dem er stand wie vor einem tiefen, wasserlosen Brunnen, aus dessen unheimlicher Stille es emporklang:

„Du mußt sterben, bald sterben!“

Und er fand sich damit ab, gewohnt, dem harten Leben zu gehorchen, wie er es von Kindheit an nicht anders wußte.

Manchmal noch, meistens, wenn ein Mitpatient hell aufschaute, oder zuweilen, wenn die klare Sommer Sonne über der nebel- und dunstfreien Landschaft stand und sein Blick an dem freudigen Wachsen einer Blume oder eines Baumes hängen blieb, fuhr ihm auf einmal ein brennender Blitz durch den Leib, so daß sein Herz zitterte.

Sterben — und so jung, kaum achtundzwanzig Jahre alt.

Und wenn er dabei an die Werkstätte in der riesigen Fabrik, an seine blanke Drehbank dachte, an die riesige Transmissionsseibe, die so blank geschauert war, daß er sie immer als Spiegel benutzte hatte, an seine Freunde und Kameraden, die vor und hinter ihm, links und rechts bei den Fräs-, Hobel- und Poliermaschinen gestanden hatten nun eines anderen Kameraden waren, verblieb, der brennende Schmerz oft eine Stunde lang in seinem Herzen.

So lag er nun den ganzen Tag auf dem Liegestuhl in den Stunden, da die anderen spazieren gingen, sich und seinen Gedanken allein überlassen.

Von der erhöhten Terrasse aus, auf der er lag, konnte er das ganze Tal überschauen.

Eine Welt im kleinen.

Und alles, was die gesamte Welt lebenswert macht, Schönheit, Schaffensfreude, Arbeit, sah er vor sich in einem kleinen Ausschnitt bildkräftig in Erscheinung treten.

In seiner nächsten Nähe erschaute er einen Gärtnerburschen, der Rosenstöcke otulerte, hinter diesem erhob sich ein breitläufiger Kirschbaum, über und über mit reifen Früchten bedeckt, die eine schmutzige, tagfrohe Dirne, auf einer Leiter stehend, einheimste. Aus den Wäldern, die zu seinen Füßen des Gartengrundes aufstiegen, schollen Krachschläge in starkem Rhythmus, umtönt von dem Gesang der Holztaube, an sein Ohr. In der Ferne, wo blaue Silberne Rauchsäulen den Himmel mit den roten Dächern eines Dorfes verbanden, schnarrte Sägengetreisch, rauschte ein Mühlenrad, hallte das glockenschallartige Gehämmereiner Schmiede. Und zwischen den gelbgrünen Getreidefeldern blühten Sichel in sein Auge. Kinder schnitten dort an den Grenzrainen Gras für Weiß und Kuh.

Und plötzlich fiel eine neue Schwere auf seine Seele, und er erkannte die Größe seines Leides, seines Elends, so wie es ihm nie in solchem Umfange zum Bewußtsein gekommen war.

Sie alle da vor ihm, die seine Augen sahen oder von deren Tun ein Ton verkündete, der Gärtnerbursche, die Kirschen erkundende Dirne, die Holztaube, Müllerburschen und Schmiedegefellen, die Bauern, deren Hände im Frühjahr diese weiten Felder mit Saatkorn gesegnet hatten, ja selbst die Kinder, die Gras schnitten, sie alle schufen oder hatten etwas geschaffen, etwas, das ihnen einen Teil Unsterblichkeit verlieh, und wenn eines von ihnen jetzt plötzlich sterben würde, etwas bliebe von ihm lebendig: die Kraft, die es kurz vor seinem Tode einem anderen Wesen übertragen hatte.

Und von ihm, von ihm, der da untätig dalag und den Tod erwartete, was blieb von ihm übrig, um weiter diese schöne Welt, wenn auch in anderer Art, genießen zu können?

Nichts! Im Augenblick, wo sein Körper im letzten Kampf sich strecken würde, würde nichts, nichts mehr auf Erden von ihm künden, er war dann ein ausgelöschter Buchstabe, sonst nichts.

Er hatte das Gefühl, als läge er schon im Grabe. Es schnauerte ihn, trotzdem die Julisonne hell auf ihn herabsengte.

So lag er unter den Genußgenossen und den Zukunftsträumen der anderen mit seinem langsam dahinsterbenden Leib da und quälte seine arme Seele mit den Folterinstrumenten seiner Gedanken. Dazu kam noch, daß er keinen Freund, keinen Verwandten hatte, dem er sich anvertrauen konnte.

Diese völlige Vereinsamung war es auch, die seine Qual noch erhöhte, denn er wußte, kein Mensch würde ihm eine Thräne nachweinen und seinen Namen trauernd nennen.

Eine Frage klopfte unablässig an sein armes Gehirn um Beantwortung an: War es denn wirklich nicht möglich, noch etwas zu schaffen, was ihn über seinen Tod hinaus wirken ließ, was seinen Namen nicht sofort nach der Beerdigung seines Körpers von der Tafel des Lebens löschte, als wäre er nie darauf gestanden?

Er grubelte und sann unablässig darüber nach und vergaß, daß er krank war und dem Tode nahe.

Und nach langem Suchen und Herumtasten war es wie ein zages Lichtlein in ihm aufgesteckt, und seine Not und suchende Sehnsucht schlichtete das Fünkchen vor dem Verlöschen und fachten es zur hellen Flamme an.

Er hatte gefunden, was er wollte!

Die Idee zu einem Werke, das er wohl noch fähig war, zu schaffen, und das ihn über den Tod hinaus triumphieren lassen sollte.

Alle ihm noch verbliebenen Lebenskräfte sammelte er für eine Stunde, in der er in den Wald schlich und dort mit qualtschwerer Mühe Rindensplände, sturmgefäße Äste, Moos und biegsame Zweige einkaufte und heimzuschleppte. Dann kaufte er bei dem Krämer, der in der Heilanstalt seine Waren feilbot, Nägel, Kork und, in Ermangelung des Drahtes, einige Päckchen Haarnadeln und begann sofort aus all diesen mannigfachen Gegenständen eine Miniaturwassermühle zu bauen.

Nun war eine große Unrast über ihn gekommen. Die frühere Ruhe mit ihrem einschläfernden Händestreicheln, aber auch mit ihrem nagenden, alle Sinne folternden Quälen war dahin und hatte einem emsigen Tun Platz gemacht, das in wenigen Tagen einen kunstvollen Bau entstehen ließ, über den die Mitpatienten stannten, ohne zu

ahnen, daß ihn die Hände eines Sterbenden schufen, um ein Stückchen Ewigkeit für dessen Namen zu erhaschen.

Und es war wirklich ein Kunstwerk, was er erbaut hatte.

Eine regelrechte Wassermühle, so hoch wie ein Tisch und dementprechend breit, mit Fenstern, Türen, einem Schornstein und einem prächtigen Schaufelrad, das nach lustigen Wellen verlangte, um sich biddigt zu drehen und ein kleines Metallgehämmer in Bewegung zu setzen. Ganz tief im Gehäuse, im Dunkel des inneren Betriebes, hatte er an die Wache eine leere Schneckenmuschel gebunden, in der sein Name eingeritzt stand und die Worte:

„Das Leben ist so schön!“

Die Muschel sollte sein Herz vorstellen.

Auch über die Mühlenart, hier für alle sichtbar, hatte er seinen Namen geschrieben und daneben die Zahl des Jahres, wo dieses Werk geschaffen wurde. Das Aufstellen der Mühle machte ihm, was den Platz betraf, keine Sorge. Durch den Gartengrund wanderte ein munteres Bächlein mit kräftigem Gefälle, behütet von den Gärtnern, denen es die Blumen und Bäume tränkte.

Dort, wo dieses Bächlein mündete, wollte er seine Mühle verankern und deren Räder treiben lassen.

Aber die Anstrengungen der letzten Tage, die gewaltige Anspannung seiner wenigen Kräfte, ließen ihn gerade zusammenbrechen, als er sein Werk mit Hilfe eines anderen Patienten zum Ort des Aufstellens trug.

Er wurde schleunigst ins Bett gebracht und gezwungen, sich vollkommen ruhig zu verhalten, da der Arzt einen Blutsturz befürchtete. Angestrengt lauschte der Kranke.

Jetzt mußte die Mühle bald am Plage sein und mit ihrem Gehämmer beginnen. Durch die hohen, weit offenen Fenster des Krankenhauses zog die Abendluft und brachte klingende Töne aus dem dämmrigen Gartengrund zu dem lauschenden Kranken.

Der lachte sehr lange ein frohes, geheimes Lächeln.

Dann machte er eine Handbewegung, wie um etwas zurückzudrängen — und starb.

Eifersuchtsduell auf dem Wasser.

Von Alwin Rath.

In prachtvollen Eiserschleppen blendet die Mittagsglut von den weithin ausgegossenen Spiegelgluten des Sees, die nach den rot leuchtenden Turmühen des Billendorfes fern am anderen Ufer bläulich übernebelt, schweigend still wie glänzend Öl sich breiten. Da plötzlich aus der Einsamkeitsruhe der jetzt perlmutterisch leucht überflirten Fläche seltsam häßlich Getöse. Rollende, schnarrend wilde, vor Wut heifere Grimmlaute leuchtend in eifersüchtiger Erregung hinter dem sonnendurchlöchten Schilfwald über das feurig aufglimmernde Wasser der Seeweite. Ich stehe auf dem Dampfersteg, Regungslos. Um die sonst so Scheuen nicht zu vertreiben. Die Drolligbenämten, die Lerche, die Haubensteißfüße, wie sie wissenschaftlich barock benannt werden. Die sonst gleich untergetaucht sind, läßt ein Mensch sich sehen, oder nur, fast wie ein auslugend, dämonisch blickend Periscope anzuschauen, mit dem ängstlichen Kopf und Hals aus der Seefläche blickend, während der Körper unter Wasser paddelt, heute sind sie verwegen!

Fünfzehn Schritt von mir rasen sie mit grimmig eingezeichnetem, verschändeltem Hals und kuppelig hoch herausgestohenen Rücken, daß sie ganz verbogen aussehen, niedrig übers Wasser hin, einander entgegen, wenn irgendwo auf der glimmerigen Feuchte ein Pärchen sich miteinander sein mündliches Einverständnis erklärt und zu schnäbeln wagt. Die noch unbeweibt gebliebenen Männchen spritzen wie kleine Motorboote, heifer leuchtend und schnarrend, in besagter verbogener Weise durch die kleinen Blüherwellen heran. Bis auf zehn, bis auf fünf Meter rauschen sie tobend vor Eifersucht herbei. Sie sehen mich klar. Aber sie haben den Vorposten verloren.

Was für einen wunderlichen Kopfsputz aber haben sie nur aufgesetzt! Eine Narrenmütze der Liebestollheit! Blaugrau zipfelt es in zwei Hörnern wie an einem Faschingskopfsputz von einem breiten Federhignon, der hinten am Kopf aufragt, nach rechts und links. Unten indes am Beck haben sie sich einen rostrot glühenden, grau umranderten Backenbart rechts und links zugelegt, den sie mit ein bißchen spähhaft stolzer Würde zur Schau tragen würden, wenn sie nicht wie bucklige, verkümmerte Liebesnarren aufeinander losschmarotzen. Karminrot wie ihre hixig Blut sprüht dabei die prachtschöne Iris ihres weitstehenden Auges.

Im Beschauen dieser seltenen Nahebracht und dieses tollenden Lebens, höre ich plötzlich abseits, dicht bei einer Zille, ein lautes, hartes, sprühendes Klatschen. Das Wasser raust, rauscht und gischet, wird in stürmisch erregten Blasen emporgeworfen. Ein Sprühen von funkelnden Tropfen will alles verdecken. Jählings ist da der Kampf schon losgebrochen. Die silbernen verschleierten Schemen gegeneinander prallender Flügel sieht man in der Erregung der stäubenden Wasser, die wie ein Glimmerdunst um das kleine Schlachtfeld geschüllt sind. In das Auseinanderklatschen der wassersprühenden Schwimmen, in das blutgerig, tobestüßtern aufeinander losschlagende Gehad der blafroten Schnäbel mischen sich düstere Zornlaute, bald kurz herausgefaucht, bald in langgezogenem Rufen heifer hervorgetollert. Dann klingt es allmählich befängtigter wo nur noch einer der Kämpfer mit mal zu sehen ist, dem die

Narrenmütze nun plötzlich wie der Helm eines Siegers anstehen will — da der Gegner sich unvermutet stracks in die nassen Tiefen verdrückt hat. Boller Järrlichkeit paddelt der Sieger zu dem Weibchen. Nähert sich ihm Brust an Brust. Schneeweiß am Schneeweiß. Während ist es anzuschauen, in wie süßer Vorahnbarkeit sich der Helmgekrönte seinen süßen Schnäbeltribut einheimst. Gleich aber muß er sich wenden, wenn er es nicht vorziehen will, gleich ebenso von der Bildfläche zu verschwinden, wie eben noch der jetzt adlermäßig mit Klaferschwingen heransausende.

Und nun hebt ein Kämpfen an, daß fürwahr die Federn fliegen, stäuben und vom Wind in die Uferweiden geblasen werden. Es ist ein Ueberstürzen der federsträubenden Leiber, ein Ueberfliegen, der die alte närrische Fehde toll machenden Köpfe, ein Ueber Schnäppchen der wutächzenden, schrill heiseren Reuchstimmen. Zu schwül wird's den durcheinander sich Balgenden und sich gegenseitig mit den Schnäbelkeilen Zermeißelnden in der Kühle der Morgenfonne. Wie weggetäuscht wie von einem ufkenden, sich an den Beharnischten belustigenden Wasserkobold an den Beinen in die Tiefe gerissen, sind die beiden Kämpfer jählings aus den noch sprühdenden, mitgiftenden Wellen und Strudeln fort. Wie mögen nun die Schwimnhäute zwischen den verliebten Zehen unter See das Wasser trampeln, während sie sich nachsaußen! Da sind sie, herausgeschleudert im Nu, mit einmal wieder fort, wo das schwarze friebliche Wasserhühnchen, mit der weißen Wiese vor dem niedrigen Kopf, an den breiten hochragenden Schwertschneiden des leise kitzelnden Schilfes hinaufsteht. Rasender denn vorher, als hätte sie sich frische Kräfte in der Kühle, in der tiefen Kälte geholt, knallen sie gegeneinander. Die Liebe! — die Liebe!

Da aber von fern, vom Körricht her, kommt die Liebe auf weißen, weiten Schwanenschwingen! Die Liebe der Verschönlichkeit! Die Liebe des Schlichters, die Liebe, die auf Schwanenschwingen fliegt. Bestürzt und überrascht, gerührt schaue ich diesem seltsamen Schauspiel zu. Ich wage es nicht zu glauben, was dort kommen mag. Und doch! Mit einem wahren Vorwurfslaut endet der schöne Flug des Schwanes zwischen den mörderisch sich umbringenden. Wie überwältigt fahren sie auseinander. Wie ein paar kleine verkümmerte, bucklige Dämonen vor dem Boten des Lichtes. Wie ein paar durch Scham Besiegte. Das ist ein absolut Neutraler, der keine Partei ergreift. Der nichts zu erbetteln und nichts zu erhoffen hat von einem armeneligen Vorch.

Der Helmgekrönte? Fort ist er! Und wie sich's gehört, ist der Bescheidenere, der keine stolze Tolle aufgesetzt hat, der Sieger. Er paddelt mit seinen Beinen zu dem Weibchen hin, und es schnäbelt eben so liebeswürdig mit dem Bescheidenen, wie mit dem Stolzen — dem Brunker.

Angenügender Kinderschlaf.

Ueber das ungenügende Ausschlafen der Kinder sind von Pädagogen in vielen Ländern bereits abschließende Versuche angestellt worden. Man hat beispielsweise in den Schulen zu Beginn der ersten Lehrstunde den Kleinen gesagt: „Jene, die sich müde fühlen, mögen sich auf die Bank legen und zu schlafen versuchen.“ Nach kaum fünf Minuten waren 90 Proz. der Kinder fest eingeschlafen. Solche Erscheinungen sind auf dem Lande noch häufiger als in den Städten, besonders in den Sommermonaten, da die Feldarbeiten ein sehr frühes Aufstehen der Erwachsenen erfordern und dadurch auch die Kinder früher, als ihnen zuträglich ist, aufgeweckt werden. Aber auch in den Städten haben die jüngsten Versuche gezeigt, daß es in dieser Hinsicht noch übel bestellt ist, und daß man in dem ungenügenden Schlaf eine der Hauptursachen für die Retrosität der Kinder zu suchen hat. Man hat in dieser Beziehung auch für die Erwachsenen völlig falsche Grundfälle aufgestellt, hat behauptet, daß man sich zu bloß sechs Stunden Schlaf trainieren könne. Auf die Dauer rächt sich so etwas immer, und man darf da nicht auf das Beispiel mancher Künstler hinweisen, die dem Mangel an Schlaf durch starke Reizmittel, vor allem Tabak und Kaffee, nachhelfen. Von Balzac ist ja bekannt, daß er gegen 7 Uhr abends dinierte, sich hierauf sofort zu Bette legte, um Mitternacht geweckt wurde und hierauf in einem Zuge bis gegen Mittag arbeitete, während der Nachmittag für Besuche oder zur Korrektur der Druckabzüge vorbehalten war. Balzac hat dadurch eine riesige Leistung vollbracht, die aber nur bei seiner gigantischen Konstitution möglich war und ihn trotzdem als Fünfziger sterben ließ.

Der Pariser Gelehrte Malcolm Grosz hat soeben der französischen Akademie der Medizin seine Studien auf diesem Gebiete übermittelt. Er sieht in dem ungenügenden Kinderschlaf eine soziale Gefahr; denn der fehlende Schlaf äußert seine Wirkungen auf den Gesamtorganismus. Der Gelehrte hat in den Pariser Volksschulen sehr eingehende Studien angestellt und gefunden, daß in dieser Beziehung arge Verschuldungen vorliegen. Die meisten Kinder kamen verschlafen zur Schule und machten durchweg einen hinfalligen, geschwächten Eindruck. Bis zu sechs Jahren müsse ein Kind unbedingt vierzehn Stunden Schlaf haben, bis zu fünfzehn Jahren ist das Minimum an täglichem Schlaf elf Stunden und bis zu neunzehn Jahren mindestens neun Stunden. Diese Zahlen werden aber nur in den wenigsten Fällen erreicht. Die geistige Ueberbürdung der Kinder liegt nach Malcolm Grosz weniger an der Fülle des Lernstoffes. Aber der mangelnde Schlaf verhindert, daß sich die Kinder hinreichend erholen, um am nächsten Tage im Vollbesitz ihrer geistigen Fähigkeiten zu sein. Die Pariser Akademie hat nach einer langen Diskussion die von Malcolm Grosz aufgestellten Forderungen gutgeheißen.

Begegnung.

Du hast den Schattenspeppich unter dich gebreitet,
die Sonne spannt ihr goldenes Gefieder
um deine hodende Gestalt,
und müde Töne streuen deine Hände
aus dunklem Kasten,
und deine Blicke tasten
der Häuser hohe Wände
entlang und schleichen
auf meiner Schritte Spuren
mit heimlicher Gewalt.
Ich weiß, wir führen
gemeinsam einst nach märchenfernen Reichen
und sangen hohe Lieder,
zur Welt geweiht war der Raum.
In meinen sommermüden Traum
wirfst du die bunte Schlinge
vergessener Gemeinsamkeiten,
zerstirne Töne wehmütsooll gefügt
von Liebern, die einst unser waren.
Aus einer fremden Welt ein Armebresten —
aus Zeiten — dunkelschweren Jahren. — — —
Du hast den Schattenspeppich unter dich gebreitet,
Die Sonne spreizt ihr goldenes Gefieder —
zum Riefenrad in deinem Rücken;
versunken sind die Brüden
von mir zu dir,
nur auf dem schmalen Steg zertriff'ner Lieder
hoch über allen Wellen
begegnete von uns sich wieder,
was einmal eines war.

Paul Boursoind.

Jungdo.

Von Gustav Gibim.

„Jungdo.“
Derkt man bei diesen zwei klangvollen Silben nicht an Bild-
West, Kongo, Zululaffern, an Feuerfresser, Schwertschluder, Kannibalen?

Weit gefehlt. Jungdo ist neudeutsch. Wie Wumba.
Hört man Wumba, dann meint man zuerst, das sei der Name
des Häuptlings dieser zentralafrikanischen Jungdo-Neger. Sieht
einen großen, stark gebauten Mohren vor sich, in burter Kriegs-
bemalung wie ein Massai, mit einer runden Steinplatte in der Unter-
lippe, zum Zeichen dafür, daß er das Recht besitzt, die „größte Lippe“
zu riskieren.

(Du Schärer meinst, ich rede symbolisch von Helfferich. Nein
und abermals nein.)

Wumba ist nur die Abkürzung für die Wasser- und Munitions-
Beschaffungs-Abteilung des ehemaligen preussischen Kriegsministe-
riums in der Kriegszeit.

Und Jungdo ist nur die neudeutsche Abkürzung für „Jung-
Deutscher Orden“. Nun hat man in einzelnen Landesteilen der
„Jungdo“ verboten. Ich verstehe nicht warum. Der Orden und
seine Brüder sind doch solch zahme Engelschen. Was sie von anderen
Sterblichen unterscheidet, ist doch äußerlich nur das Kreuz der Jo-
hanniter im Knopfloch. Die Brüderchen treiben nur harmlose
Spiele. Sie nennen sich Brüder nach dem Muster der alten
Kreuzzugs-Knabritter, ihren Häuptling nennen sie Komtur und ihre
Bezirke Balleien, wie die altdeutschen Ordensritter. Das Abzeichen
im Knopfloch heißt „Balleien“, nicht zu verwechseln mit dem
etwa 30 Millimeter breiten Werkzeug, auch Stemmeisen genannt,
mit dem Einbrecher ihre nächtlichen Diebstähle vorbereiten.

Hört man die Worte Balleien und Komtur und Orden, so sieht
man alte Ritterrüstungen auf Burg Sackel — wo die Rathaun-
Mörder endeten —, alte Ahnfrauen geistern als „weiße Frauen“ in
den Berleichen und Gängen. Die sieht den Ueberfällen der Ritter
auf harmlose Kaufleute zu, hört das Wehklagen der armen Bauern,
wenn der Ritter sie in den Hungerturm wirft, sie prügelt, weil sie
nicht pünktlich den „Zehnten“ abgeliefert haben.

Im Herzen aterienverkalkter Sanitätsräte, Gymnasialprofessoren,
pupertäreifer Gymnasialisten und Studenten liegt eben noch der Sinn
für alte Räuberromantik, für Karl-Mon-Stimmung, für Winneton-
Ritisch, für Bildwest-Cowboy-Zauber. Oder auch so etwas von Karl
Moos, Rinaldo Rinaldini, Schinderhannes schlummert in ihnen.

Darum trägt der Jungdo seinen scharfgeladenen Revolver. Dar-
um treffen sich die Ordensbrüder, wie in Thüringen, nachts an den
Straßenkreuzungen. Selbstverständlich nur, um „Räuberkes“ zu
spielen und Indianergeheul anzustimmen. Und das alles nur, weil
die Jungdo-Leute eine so zartbesaitete, märchenblaue Romantiker-
seele haben. Wer ein solch zartes Seelchen hat, trägt das Jungdo-
Balleien im Knopfloch.

Solch urwüchsiges naturechies Remontik, wie bei den Jungdo-
Leuten, ist im 20. Jahrhundert nur bei den Naturdölkern zu finden.
Ich lehre daher zum Ausgangspunkt zurück und frage mich, ob die
Jungdos doch nicht vieles mit den Zululaffern gemeinsam haben.
Ein Jungdomann — mit der Studentenmilbe auf dem Haupt —
hatte mir verraten, daß letzte Ordensbrüder als Oberhaupt sich nur
Mitglieder „altadiger Familien“ (mit erblicher Belastung)
vorstellen können. Genau, wie es vor dem Kriege war.

Auf Grund dieses höchwichtigen Glaubensbekenntnisses des
Jungdo-Jünglings habe ich die politischen Verhältnisse der Zukun-
ft studiert und fand da folgende interessanten Stellen: „Die
eigentlichen Negerlande bieten ein Bild politischer Zerrissenheit und
Schwäche, da in ihnen eine Masse von Häuptlingen in ein-
seitlich begrenzter Gewalt ausüben, die sie nicht auf Grund ihrer
Tapferkeit oder Intelligenz, als vielmehr auf Grund der Erblich-
keit und ihres angehäuften Reichtums besitzen. Größere Reiche sind gewöhnlich durch Eroberung entstanden. In
ihnen bilden die Eroberer die allein herrschende Klasse. Doch auch
feudalartige Systeme haben sich ausgebildet, z. B. in
Kaganda und Unjovo, bei denen nicht dem König, sondern den obersten
Häuptlingen (Zudendorff, Hindenburg! Der Verfasser) die wirkliche
Macht zufällt. Der Mangel an Macht wird häufig durch
reichen Prunk und pompastisches Hofzeremoniell
verschleiert. Im Familienleben herrscht meist Vielweiberei. Die
Ehe wird meist als Kaufvertrag abgeschlossen usw.“

Wer das alles näher studieren will, der lese Brockhaus, Aus-
gabe 1898, Band 1, Afrika, Kulturzustand, noch.

Ihr lieben Jungdoleute! Es gab eine Zeit — sie ist noch gar
nicht so lange her —, da waren die politischen Zustände in
Deutschland zentralafrikanisch. Da übten die Häupt-
linge Hohenzollern die Gewalt aus, die sie nicht auf Grund ihrer
Tapferkeit oder Intelligenz, als vielmehr auf Grund der Erblichkeit
und ihres angehäuften Reichtums besaßen. Ihre zerfallende Macht
suchten sie auch wie der Wumba am Kongo durch reichen Prunk und
pompastisches Hofzeremoniell zu verschleiern.“

Seit der Novemberrevolution ist Deutschland nicht mehr das
Land der blauen Blume ritterlicher Romantik. Das alte Deutsch-
land ist zu seiner politischen Quelle in Zentralafrika zurückgekehrt.
Ein neues Deutschland der Demokratie hat leider kein Verständnis
mehr für politische Buschlepper und Buschmänner.

Ihr Jungdoleute nebst eurer ganzen Sippe, die sich deutsch-
national nennt, ihr seid mit eurer Ritterromantik am Rhein, an der
Donau, an der Elbe und an der Espre in falschen Landen. Für
eure Romantik findet ihr in Zentralafrika bei den Zukulaffern
keines Verständnis. Dort werdet ihr Großmeister (Häuptlinge) sein.

Wandert aus nach Zentralafrika. Ihr paßt nicht in
die deutsche Republik!

Helfferich wird euch führen, wie Moses einst die Israeliten
durch die Wüste und das „Rote Meer“, in das gelobte Land aller
Jungdoleute: Zentralafrika!

Blumen.

Jergendwo, mitten in der Stadt sieht man den fernen Hork-
zont und die sinkende Sonne. Und ein unermeßliches Schweben
zieht dann durch die Brust. Die Mauern sinken in sich zusam-
men und alles atmet den süßen Hauch der Freiheit. Aber
jubeln, nein, jubeln kann man nicht. Vielleicht klingt durch
den Duell der Erinnerungen ein schlichtes, kleines Lied. Wie
oft haben wir's gesungen, andächtig, gleich einem Choral:

Goldne Abendsonne
Wie bist du so schön,
Nie kann ohne Sonne
Deinen Glanz ich sehn. . . .

Tausend schimmernde Hoffnungen werden täglich be-
graben. Ewig bleibt die bebende Sehnsucht Ungezählter uner-
füllt. Und doch — immer wieder hoffen wir und lassen unser
Auge sehrend streifen. Das Glähen des Abendrots und die
Kornblumen in den Händen der Blumenverkäuferin reden von
Schönheit und Freude. Sie sind gleich einem Ton der großen
Freudensinfonie hinter dem Grau der Stadt.

Und widerstehen kann und mag ich nicht.

Sechs Tage binden eiserne Ketten an Schreib- und Lade-
tisch und dich, Bruder, hinter irgendeine Karre in schmutziger
Bude. Auf einmal aber sind wir frei und es ist Sonntag,
Sonntag! Weißt du, was das heißt? Nun sind wir den
Vögeln und den Gräsern gleich und den Blumen, die ihre
Köpfchen leis im Winde neigen.

Als ich das erstmal das Meer sah, erkrank meine Stimme
und meine Augen weiteten sich und schauten staunend und
stumm die wogenden Brüste der Mutter Erde. Nun weiß ich's,
die Blumen sind ihr unendlich gültiges Lächeln, das alle Men-
schen gleich segnend überhaucht. Aber die Menschen sehen es
nicht und suchen den Steinen.

Bis auf die wenigen, die die Sonne im Herzen tragen.

Gestern sah ich ein Arbeitermädchen, das hatte Rosen in bei-
den Händen. Rotrote Rosen. Vielleicht stehen sie heute
irgendwo in einem Dachstübchen und blühen und duften,
Blühen und — welken.

Unzählige Blumen wachsen an den Wegen unseres Lebens,
Darunter findest du welche, die nimmer vergehen.

Eine jede aber verblüht, wenn rauhe Menschenhände die
Schönheit brechen.

W. Spengler

Die Fahnenmacher und ihre Kunst. Das Fahnenmachen ist ein Beruf und eine Kunst, die völlig in Vergessenheit geraten sind, aber wohl verdiente, bei Demonstrationen und so weiter wieder aufgenommen zu werden. In den Zünften wurden sie gepflegt, und seitdem diese ihre Bedeutung verlieren haben, ist das Fahnenmachen außer Brauch gekommen. Bei großen Festlichkeiten der Zünfte, den Quartieren, oder sonst, wenn die Zünfte einen öffentlichen Umzug hielten, mußte im Festzug ein Fahnenmacher sein. Manche Gesellen bildeten sich eigens zu großen Künstlern im Fahnenmachen und -werfen aus. Sie waren deshalb besonders hoch in der Zunft gehalten und wurden nicht nur wegen ihrer Kunst von den anderen Gesellen bewundert, sondern bekamen bei solchen Gelegenheiten ihre Leistungen auch noch gut bezahlt. Noch in den sechziger und siebziger Jahren konnte man bei öffentlichen Aufzügen in Berlin Fahnenmacher bewundern, so bei dem sogenannten Mottenfest der Schmecker, auch bei Erntedankfesten usw. 1846. Die Leistungen wurden in den Berichten der Zeitungen ausführlich erwähnt und besonders von Ausländern viel bewundert. Ein alles Nürnbergger Büchlein — bekanntlich blühten in Nürnberg besonders die Zünfte — enthält eine genaue Anweisung, „wie die Fahnen mit Vorteil auch zierlich getragen und geschwungen werden sollen, mit schönen Kupferstichen in Trud verfertigt durch Joh. Renner und Seb. Häußler“. Es gab da bis zu 120 verschiedene Touren, und es gehörte ebensoviel Kraft und Übung dazu. So konnte ein Fahnenmacher zum Beispiel eine ganze Anzahl von Fahnen mit der Rechten und Linken in die Lüfte werfen, sie immer wieder aufsteigend und durcheinander wirbelnd. Ein andermal erschienen die Fahnen in einem Bogen mit großer Geschwindigkeit von einer Seite zur anderen geworfen, daß es ausah wie ein Pavennrad. Dann wieder warf der Schmecker mehrere Fahnen haushoch in die Lüfte und fing sie mit Sicherheit wieder auf. Um die dabei entwickelnde Geschwindigkeit richtig zu beachten, muß gesagt werden, daß alles das von den Fahnenmachern im Marschschritt des Festzuges ausgeführt wurde. Es wird behauptet, daß bei den Maurern und Zimmerleuten die besten Fahnenmacher waren, und die anderen Innungen sich bei Festen diese Gesellen ausborgten.

Die Entdeckung der Lautsprache. Seit Darwin den Entwicklungsgedanken in das ganze Naturgeschehen eingeführt hat, ist eine Methode nicht nur für die Auffindung der Stammesgeschichte des Menschen gefunden, sondern auch die Kunst, Philosophie, Religion, alle Erscheinungsformen der Kultur usw. sind entwicklungsgeschichtlich untersucht worden. Auch die Philologen sind, wenn anfangs auch zögernd, an die Stammesgeschichte der Sprachen herangetreten. Interessant wäre die Untersuchung, wann und wo erstmalig Lebewesen von der Gebärden- zur Lautsprache übergegangen sind. Wie steht es damit mit den Sprachanfängen im Tierreich? Nur die Vögel haben vermöge des Baues ihres Kehlkopfes und ihres ganzen Sprachrohres die Fähigkeit, wohlartikuliert Laute hervorzubringen. Viele haben die Neigung, gehörte Laute aller Art nachzuahmen. Sie wissen ihre eigenen Leistungen zu würdigen und beeinflussen sich gegenseitig in ihrem Gesang. Ein gut singender Finkenhaß erzieht durch sein Beispiel die jungen Hähne seiner ganzen Gegend. Bei kleinen Kindern hören wir genau dieselbe Erscheinung. In den ersten sieben Wochen schreien sie nur als Ausdruck ihrer Unlustgefühle, wie es die meisten Tiere tun. Dann kommt die Zeit des fröhlichen Lallens, des mit dem Dasein ausgeföhnten wohligen kleinen Menschens. Wir sehen hier die anscheinend sinnlose fröhliche Geschwätzigkeit wie bei unseren Singvögeln. Am Anfang des zweiten Lebensjahres erscheint dann die Echoprache als Vorstufe der Lautsprache, wie wir sie an den stimmbegabtesten Vögeln, den Staren und den Papageien, sehen. Dann allerdings macht der kleine Mensch einen Sprung in der Entwicklung der Sprache, den kein Tier je nachahmen wird.

Erdkunde

Amundsens Flug über den Nordpol. In den nächsten Tagen (inzwischen wird allerdings gemeldet, daß die Abfahrt verschoben ist) gedenkt Roald Amundsen sein kühnes Unternehmen der Polüberfliegung auszuführen und von Point Barrow aus im Flugzeug den Kurs auf Spitzbergen zu nehmen. Point Barrow ist der nördlichste Punkt Alaskas, und die Verbindungslinie von dort nach Spitzbergen führt fast gradlinig über den Nordpol hinweg, ist also gleichzeitig die kürzeste Verbindung. Die zu durchfliegende Strecke ist rund 4900 Kilometer lang und führt mitten durch das östliche Polarmeer, dessen Charakter bisher noch völlig unerforscht ist. Wie man weiß, hat Amundsen bereits zweimal, wenn auch vergeblich, versucht, mit seinem Schiff „Naud“ eine Trippfahrt durch diesen Teil des nördlichen Eismeres zu unternehmen und sich durch die Strömung langsam über den Pol hinwegtreiben zu lassen, ähnlich wie es Frithjof Nansen in den Jahren 1898—96 getan hat. Nansen war aber nur bis zu 86 Grad 13 Min. nördlicher Breite gelangt. Die großen Schwierigkeiten, die sich Amundsen bei seinen beiden früheren Versuchen in den Weg gestellt haben, stehen in ihm den Plan reifen, den Weg durch den östlichen Teil der Arktis zum Pol statt in Jahren an Bord, binnen wenigen Stunden in den Lüften zurückzulegen, um so in denkbar kürzester Frist Aufschluß über den Charakter der östlichen Arktis zu gewinnen. Die Annahme, daß dieser Teil des nördlichen Eismeres während des größten Teiles des Jahres eine ununterbrochene Eis- und Schneefläche bildet, kann als ziemlich sicher gelten; immer-

hin liegt die Möglichkeit vor, daß während des kurzen Hochsommers offene Wasserflächen entstehen. Wöllig ungeklärt aber ist noch die Frage, ob sich in diesem breitesten Teil des nördlichen Eismeres noch Land, sei es zusammenhängenden Charakters oder in Gestalt kleinerer Inselgruppen, befindet. Daß der Nordpol im Meere liegt, ist seit Pearys Schlittenfahrt, die ihn von Nordwestgrönland zum Pol geführt hat, erwiesen. Es wäre aber denkbar, daß sich östlich vom Pol noch ein arktischer Archipel befindet, dessen Vorhandensein vom Flugzeug aus festgestellt werden könnte. Weniger wahrscheinlich ist die Existenz einer größeren zusammenhängenden Landmasse in diesem noch unerforschten Gebiet des Eismeres.

Auf Spitzbergen hat Amundsen sofort drahtlose Verbindung und kann innerhalb einer Woche nach Tromsø im nördlichen Norwegen gelangen. Der Flug wird 17 bis 20 Stunden dauern. Der Chef des norwegischen Fliegerkorps, Leutnant Tellefsen, hat auf Spitzbergen einen geeigneten Landungsplatz ausfindig gemacht, dessen Lage drahtlos Amundsen nach Alaska mitgeteilt wird. Das Flugzeug ist ein ganz aus Metall gebauter Eindecker, mit dem der Rekord des größten bisher erreichten, ununterbrochenen Aufenthalts in der Luft — 32 Stunden — aufgestellt worden ist.

Völkereunde

Die Tschuttschen. Sverdrup gibt jetzt eine Schilderung der Tschuttschen, dieses noch wenig bekannten Volksstammes im nördöstlichen Asien, nach denen die Tschuttschen-Halbinsel ihren Namen führt. Die Tschuttschen besitzen große Rentierherden, welche sie fast mit allem versorgen, was sie brauchen. Die jungen Leute haben eine große Geschicklichkeit, die Tiere mit Lasso einzufangen. Die Jente, in denen sie Sommer und Winter hausen, passen sich dem nomadischen Leben und den klimatischen Verhältnissen bestens an. Die Tschuttschen zählen die Jahre nicht, so daß niemand weiß, wie alt er ist. Aber sie zählen die dreizehn Vollmonde des Jahres, und zwar an den Finger- und Armgelenken bis zur Schulter; das gibt auf jeder Seite sechs, und der Kopf zählt als Nummer dreizehn. Alte Leute werden totgeschlagen, nicht aus Grausamkeit, sondern aus Mitleid. Schlitzen, Äxt, Messer, Teekessel und Tabakpfeife werden den Toten mit ins Grab gegeben. Es ist also, wie man sieht, noch ein ganz primitives Volk, aber die Leute sind zufrieden und sehnen sich nach keiner Veränderung. Solange sie Gelegenheit haben, sich für Fuchsfelle Tee und Tabak einzutauschen, verlangen sie von der Außenwelt weiter gar nichts. Die Zivilisation würde ihnen da oben im Norden nichts nützen.

Himmelskunde

Entdeckungen am Neptun. Der erst im Jahre 1846 entdeckte Planet steht an der äußersten Grenze unseres Sonnensystems; man vermutet zwar noch einen weiter entfernten Planeten draußen in gewaltiger Form, aber das ist noch nicht sicher. Der Neptun ist von der Sonne dreißigmal so weit entfernt wie die Erde, und seine Umlaufzeit beträgt 164 Jahre. Seit seiner Entdeckung hat er keinen Umlauf noch nicht einmal vollenden können. Natürlich ist er nur mit den schärfsten Fernrohren als ein winziges Scheibchen mit etwas gelülicher Färbung zu erkennen, und Einzelheiten sind so gut wie gar nicht wahrzunehmen. Der amerikanische Astronom Lee wollte vor längeren Jahren einen großen Streifen um den Äquator des Neptuns bemerken. Die auf der Sternwarte zu Washington hergestellte Photographie wurde auch von dem Berlin-Treptower Astronomen Lieghenhold in seinen Vorträgen gezeigt. Andere Astronomen bestätigen die Wahrnehmung, die vielleicht auf einen Ring wie beim Saturn hindeutet, wieder andere bezweifeln sie. Neuerdings ist aber dieser Äquatorialstreifen des Neptuns, wie es scheint, in dem großen 24-zölligen Refraktor der Lowell-Sternwarte zu Flagstaff in Arizona einwandfrei festgestellt worden, auch die schwache Abplattung des Planeten an den Polen trat sehr deutlich zutage. Das sind freilich keine sehr großen Entdeckungen, aber bei der Schwierigkeit der Beobachtung kann man kaum mehr verlangen.

Technik

Die Gewinnung von Eisen und Stahl. Nach einer Feststellung von Prof. Gregory ist anzunehmen, daß die Ausbeute an Eisen bei Annahme des Vorkriegsverbrauchs unter Hinzurechnung eines jährlichen Zuwachses von 5 Prozent in 150 Jahren die Weltlager erschöpfen wird. Im letzten Jahre fiel die Weltproduktion an Roheisen von 78 000 000 Tonnen auf 33 000 000 Tonnen. Dieser Rückgang war jedoch nur ein zeitweiliger. Wenn man annimmt, daß der Verbrauch an Eisen in China in demselben Maße wie in den Vereinigten Staaten einsetzt, wird sich der Verbrauch an Eisen verdoppeln, und täglich würden etwa 500 000 Tonnen Stahl verbraucht werden. Die Summe, die jährlich zum Schutze gegen das Verrosten von Eisen und Stahl aufgewandt wird, soll 500 000 000 Pfund Sterling betragen. Hauptsächlich handelt es sich um den Zufuß geringer Mengen von Kupfer zum Eisen, im Prozentfuß von 0,16—0,26. Die Versuche, die mit solchem rostgeschützten Eisen gemacht wurden, zeigten eine größere Widerstandsfähigkeit gegenüber dem gewöhnlichen Stahl, besonders bei einem gewissen Gehalt von schwefeligen Unreinigkeiten in der Luft. Strowasser greift gewöhnlichen Stahl zuerst schneller an, später wird die Rostwirkung bei beiden Sorten geringer. Auch Versuche mit Schwefelsäure bewiesen die Überlegenheit des Kupferstahls.